

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 12 (1936-1937)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Demokratischer Lebensstil  
**Autor:** Guggenbühl, Adolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1066252>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# DEMO KRAT ISCHER + LEBENSSTIL

Von Adolf Guggenbühl

Vor einigen Jahren bereiste ich einen osteuropäischen Staat und wurde dort von einem höhern Beamten zu einer Autofahrt eingeladen. Unterwegs begegneten wir einem Bauern auf einem Wagen mit zwei Pferden. Sei es, dass der Mann schlief, sei es, dass er nicht an den Automobilverkehr gewöhnt war, auf jeden Fall blieb er in der Mitte der Strasse und wich nicht aus, man konnte hupen wie man wollte. Das regte meinen Automobilisten dermassen auf, dass er anhielt, ausstieg und dem Fuhrmann links und rechts ein paar Ohrfeigen versetzte. Der Betreffende liess sich das ruhig gefallen.

Mir als Schweizer stieg bei der ganzen Szene natürlich das Blut in den Kopf. Ich sagte meinem Nachbarn, ich würde ihm nicht raten, auf einer Schweizerreise ähnlich vorzugehen, er würde sonst seine Ohrfeige doppelt und dreifach zurückbe-

kommen, und meiner Ansicht nach mit Recht.

Darauf erklärte mir mein Gastgeber ausführlich, wenn der Bauer die Hand gegen ihn erhöbe, würde er den Revolver ziehen und ihn niederknallen. Nachher versuchte er mich davon zu überzeugen, dass der Mann diese Ohrfeige gar nicht übelgenommen habe. Man könne doch einen Bauern nicht mit einem Angehörigen seines Standes vergleichen, diese primitiven Landleute seien eine ganz andere Art Menschen usw.

Bei dieser Gelegenheit wurde mir zum erstenmal so richtig klar, dass in einem Staat, wo so etwas möglich ist, eine politische Demokratie in unserm Sinne nicht möglich ist. Die politische Demokratie kann nur dort richtig funktionieren, wo sie von demokratischen Lebensformen untermauert ist. Eben deshalb ist die Demokratie kein Exportarti-

kel. Das sah man ja in der Nachkriegszeit zur Genüge. Dazumal wurde die Demokratie grosse Mode. Viele Staaten gaben sich demokratische Verfassungen, die formal ganz einwandfrei waren, sie hatten nur den Nachteil, dass sie auf dem Papier blieben und nach kurzer Zeit zusammenbrachen, eben weil sie nicht von einer demokratisch empfindenden Volksgemeinschaft getragen waren. Daran sollte man immer denken, wenn man demokratische Erziehung betreiben will. Das ganze Volk, der Verkehr von Mensch zu Mensch, muss von demokratischem Geist erfüllt sein.

Staatsbürgerkurse in allen Ehren; sie sind zweifellos nützlich; aber man darf ihre Wirkung nicht überschätzen. Gewiss ist es nötig, dass der Bürger eines Landes, das ihm so weitgehende politische Rechte verleiht, auch verstandesgemäss über diese Rechte orientiert ist, das heisst, dass er weiss, was das Referendum, die Initiative ist, überhaupt, wie sich das politische Gefüge unseres Staates aufbaut.

«Was nützt es uns, wenn wir lediglich hersagen können, wie die ganze Welt beschaffen, wenn wir aber Fremdlinge in unserm Vaterland, in dessen Geschichte und Staatskunde sind?» Dieser Stossseufzer erfolgte nicht etwa von Nationalrat Vallotton anlässlich seiner kürzlichen Rede über die Notwendigkeit der geistigen Landesverteidigung, er wurde bereits im Jahre 1758 getan, und zwar von einem gewissen Balthasar in seinem Büchlein *«Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen»*. In den 179 Jahren, die seither verflossen sind, wurde das gleiche Postulat ungefähr alle zwanzig Jahre wiederholt, leider nicht mit dem wünschbaren Erfolg. Es ist deshalb durchaus zu begrüssen, wenn die Rekrutenprüfungen wieder eingeführt werden sollen und dort ein gewisses Mass von Verfassungskennnissen verlangt wird. Aber man muss sich trotzdem hüten, die Wirksamkeit dieses staatsbürgerlichen Unterrichtes zu überschätzen.

Die blosse Wissensvermehrung schafft noch keine richtigen Staatsbürger, sonst wären ja Historiker und Juristen, die am meisten Kenntnisse in diesen Dingen besitzen, bessere Patrioten als ihre weniger gelehrten Mitbürger, was doch niemand behaupten wird. Wichtiger als das Wissen um die Demokratie ist, dass die Demokratie gelebt wird. Nicht nur, wenn wir zur Urne schreiten, müssen wir Demokraten sein, nein, auch zu Hause, in der Familie, in der Schule, überall.

Die demokratische Kultur muss, soll sie überhaupt etwas wert sein, den Alltag wie einen Sauerteig durchdringen. Kultur ist ja überhaupt nicht etwas wie ein Zylinder, den man nur bei feierlichen Gelegenheiten aus dem Kasten nimmt und trägt. So wie nur dort eine echte religiöse Kultur vorhanden ist, wo die Religion das ganze Leben umfasst, eine künstlerische Kultur nur dort, wo die Kunst in den Wohnungen und nicht nur in Museen gepflegt wird, so kann man auch nur dort von echter demokratischer Kultur sprechen, wo sie sich nicht nur bei grossen patriotischen Festen, sondern im Alltag äussert.

Die Art und Weise, wie in einem Lande die Dienstmädchen behandelt werden, sagt mehr aus über die Höhe der demokratischen Kultur als alle Wahlen und Abstimmungsreglemente.

Wie steht es in dieser Beziehung in der Schweiz? Bestimmt besser als in den meisten europäischen Ländern. Und doch ist es noch nicht so, wie es sein sollte. Es gibt leider auch bei uns immer noch sehr viele Frauen, welche in ihren Dienstmädchen nicht ebenbürtige Mitbürgerinnen sehen und sie danach behandeln. Die äusseren Arbeitsverhältnisse sind ja meistens nicht mehr so schlimm. Die Dienstmädchenzimmer sind allgemein viel besser als vor dreissig Jahren, im Gegensatz zu Osteuropa, wo ein Schlafsack in der Küche die übliche Lagerstätte bildet, oder zu Italien, wo den Dienstboten ein kleiner Verschlag neben der Küche, ohne Luft und Licht, angewiesen ist.

Leider ist bei uns die Unsitte, dass die Mädchen in der Küche essen müssen, immer noch nicht überwunden. Das ist nicht immer so gewesen. Noch vor achtzig Jahren gehörte es in guten schweizerischen Familien zur selbstverständlichen Tradition, dass das Mädchen bei der Familie am Tische sass. Erst am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts kam die Idee auf, das sei eigentlich nicht nobel, die reichen Leute im Ausland machten das auch nicht. Aber es ist eben etwas anderes, wenn in einem Schlosse die zahlreichen Angestellten in einem besondern Raum essen müssen, als wenn in einer Dreizimmerwohnung das Dienstmädchen, kaum hat es das Essen aufgetragen, wieder verschwinden und in der Küche, abgesehen wie eine Pestkranke, sein Essen einnehmen muss. Natürlich ist ein Familienanschluss für beide Teile manchmal unbequem; jede Gemeinschaft fordert eben Opfer an Bequemlichkeit.

Die richtige Lösung des Dienstmädchenproblems ist schon wegen der Kinder ausserordentlich wichtig. Hier sehen die Kinder zum erstenmal, wie man sich einem wirtschaftlich Schwächern gegenüber benimmt. Wenn in dieser Beziehung in einer Familie ein humaner und demokratischer Geist herrscht, so ist das die beste staatsbürgerliche Erziehungsgrundlage, die man sich denken kann. Die Demokratie muss zuerst zu Hause hochgehalten werden und nicht auf dem Festplatz, wie überhaupt die Tugenden, die einmal im Vaterland leuchten sollen, zuerst in der Familie gepflegt werden müssen. Pestalozzi hat immer wieder betont, wie wichtig die Wohnstubenerziehung sei. Auch Gotthelf, der doch sicher kein Gleichmacher gewesen war (er ist ja nicht nur für die göttliche, sondern ebenso sehr für die menschliche Autorität eingetreten), hat sich immer wieder an den Bauernhöfen begeistert, wo es eine Selbstverständlichkeit war, dass Meistersleute und Knechte und Mägde am gleichen Tische das gleiche Essen einnahmen.

Oft beklagen sich die Frauen darüber, dass sie, weil sie nicht stimmen kön-

nen, zu wenig Einfluss auf unsere Demokratie hätten. Aber sie haben ja im Grunde einen grössern Einfluss als die Männer, eben dadurch, dass sie die Verwalterinnen der Sitte, also auch der demokratischen Sitte sind.

Ein anderes Beispiel, das zeigt, wie gute schweizerische Tradition durch un-demokratische Formen ersetzt wurde, bietet das Hotelgewerbe. Unsere Vorfahren schufen den Typus eines Gasthofes, der durchaus unserm demokratischen Leben entsprach, wie er etwa im Berner Landgasthof seine schönste Form gefunden hat. In einem solchen Gasthof war es ganz selbstverständlich, dass die Angestellten den gleichen Anspruch auf menschliche Wertschätzung und Achtung hatten wie die Gäste. Im gleichen Raume wie die Gäste (natürlich wegen dem Servieren nicht zur gleichen Zeit) assen die Wirtsleute mit den Angestellten das gleiche Menü wie die Gäste.

Diese alte Gasthofkultur ist dann mit der Zeit durch die scheinbar noblere und im Grunde doch so unkultivierte Palace-Hotel-Zivilisation mit all ihren Abarten ersetzt worden. In den meisten dieser sogenannten noblen Hotels sind die menschlich demokratischen Formen fast ganz verschwunden. Zwischen den Angestellten und den Hotelgästen wurde eine unsichtbare Wand aufgerichtet. Es ist keine Rede mehr davon, dass das Personal im gleichen Raume wie die Gäste isst. Es wird ihm sogar vorgeschrieben, sich in seiner Freizeit möglichst unsichtbar zu machen, um nicht zu stören. Die gleichen Kellner, die den Gästen in einem prächtigen Speisesaal Fisch, Poulet und Ananas servieren, müssen selbst in einem Kellerraum essen und von den Herrlichkeiten, die sie auftragen, bekommen sie meistens herzlich wenig (wenn sie nicht zur Selbsthilfe greifen, ihre Fracktaschen mit Wildleder ausfüttern und nach Möglichkeit « abservieren »).

Wir haben in unserm Lande noch viel echte, demokratische Kultur, nur erkennen wir sie leider nicht immer.

Wenn ich von einem Auslandsauf-



F. Deringer

Stammheim, Federzeichnung

enthalt in Zürich ankomme, fällt mir immer auf, dass die Schweizer Reisenden nie «Dienstmann» rufen. Die Franzosen, die ihre Koffer hinaustragen lassen wollen, schreien «Facteur», die Engländer «Porter», die deutschen Reisenden «Trä-ä-ger», dass es durch den ganzen Bahnhof tönt. Es ist aber auffallend, dass die Schweizer nur durch «He»- und «Hallo»-Rufe versuchen, die Aufmerksamkeit eines Dienstmannes auf sich zu ziehen. Es widerstrebt uns, unsere Mitbürger mit ihrer Berufsbezeichnung anzureden. Darum wird auch der Briefträger bei uns nicht mit «Guten Tag, Briefträger» begrüsst, und der Milchmann, mit Ausnahme von kleinen Kindern, nicht mit Milchmann. Wenn wir den Namen von jemandem nicht kennen, so verzichten wir lieber auf die Anrede. Diese Scheu ist der Ausdruck einer echten demokratischen Einstellung. Wir wollen in unsern Mitbürgern nicht in erster Linie den Berufsmann sehen, sondern den Mensch, den Herrn X. oder den Herrn Y., der von Beruf Milchmann, Kondukteur oder Dienstmann ist.

Auf allen Lebensgebieten kann man solche interessanten Formen demokratischer Gesellschaftskultur entdecken.

Letzthin beklagte sich ein Bekannter

bei mir darüber, dass die Leute bei uns so unhöflich seien.

«Stellen Sie sich vor», sagte er, «ich reiste mit einem deutschen Geschäftsfreund in die Schweiz zurück. Am Bahnhof nahmen wir ein Taxi, und da hat der Chauffeur erstens seine Mütze nicht abgezogen und zweitens seinen brennenden Stumpen einfach in der Hand behalten. So etwas käme im Ausland ganz bestimmt nicht vor. Ich habe mich vor dem deutschen Herrn richtig geschämt.»

Das ist ein Missverständnis. Der Chauffeur hat seinen Stumpen nicht aus Unhöflichkeit nicht fortgeworfen, sondern weil er seine demokratische Gesinnung symbolisieren wollte. Er hat sich gesagt: «Ich bin Chauffeur, und Du bist mein Kunde. Es ist mein Beruf, Dich an den Ort zu fahren, den Du bestimmst, und als Teil meines Lohnes nehme ich gern ein Trinkgeld in Empfang. Aber wir wollen uns beide darüber klar sein, dass wir gleichberechtigte Bürger eines freien Staates sind, zwar in verschiedenen sozialen Stellungen, aber gleichviel wert. Wenn ich warten muss, vertriebe ich mir meine Zeit mit Rauchen, und wenn Du dann als Kunde zu mir kommst, so nehme ich natürlich, wenn Du mit

mir sprichst, den Stumpfen aus dem Munde. Ich bin aber kein Lakai, der den Stumpfen sofort wegwirft oder ihn versteckt, um nicht das Missfallen seines Herrn zu erregen. Ich behalte ihn in der Hand, und beim Fahren nehme ich ihn wieder in den Mund. Ich sehe auch gar nicht ein, warum ich demütig mit der Mütze in der Hand dastehen sollte, bis Du eingestiegen bist! Ich mache sehr gern und freundlich die Tür des Wagens auf, aber genau so wie Du den Hut auf dem Kopfe behältst, so behalte ich meine Mütze an.»

Wenn man schon von Männerstolz vor Königsthronen schwärmt, so sollte man auch für die kleinen Äusserungen von demokratischem Stolz im gewöhnlichen Leben Verständnis haben.

Für die demokratische Kultur ist es wichtig, dass auch die einzelnen Stände auf demokratische Art miteinander verkehren, wie überhaupt die Überwindung des Klassenkampfes Voraussetzung für das Gedeihen eines demokratischen Staatswesens ist. Hier liegt für die Schweiz im gegenwärtigen Moment *das* grosse Problem.

Ein Bauer beklagte sich einmal bei mir über den komischen Ton, den die Städter im Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung anschlugen. Die meisten hätten entweder einen forciert humoristischen oder einen unangenehm biedermännischen Ton, der ihn einfach beleidige.

Keinem Menschen falle es ein, zu einem Bankbeamten zu sagen: «So, zelled Er Gäld?» oder zu einem Vermessungsingenieur: «So, schaffed Er mit dr Mässlatte?»

Sobald aber ein Städter einen Bauern bei der Arbeit sehe, so meine er, er müsse jetzt in väterlichem Tone bemerken: «So, sind Er am Heue?» oder «So, händ Er bald Fyrabig?»

«Ihr» ist sicher eine schöne Anredeform, wo sie Brauch ist, wie zum Beispiel im Kanton Bern. Es gehört sich aber nicht, wenn man zu allen Leuten «Sie» sagt, einzelne Stände mit «Ihr» anzureden.

Noch schlimmer scheint mir das einseitige Duzen, wie es die Offiziere manchmal gegenüber den Soldaten anwenden.

Während der Grenzbesetzung passierte folgende amüsante Geschichte: Ein Artillerieoberst hatte die Gewohnheit, seine Kanoniere zu duzen. Einmal stand eine Batterie schussbereit auf der Allmend, da merkte der Batteriekommandant in der letzten Minute, dass er den Feldstecher vergessen hatte. Er gab einem Kanonier den Befehl, diesen Feldstecher beim Oberst X. im Festungsbureau zu holen, er hange dort am Fensterhaken.

Der Kanonier klopfte zuerst zweimal, ging dann ins Bureau und nahm vor dem Oberst Stellung an. Aber bevor er sich recht anmelden und den Befehl ausführen konnte, fauchte ihn der Oberst an: «Was wotscht du da?»

Der Kanonier war nicht verduzt und gab ihm zur Antwort: «Du söllsicht mir de Feldstächer gä, wo det a der Wand hanget». Da ging der Oberst, ganz baff, weil er von einem Gemeinen mit Du angeredet wurde, sprachlos zur Wand, nahm den Feldstecher vom Haken und gab ihn dem Kanonier mit den Worten: «Da, aber 's nächscht Mal redet mer dänn per Sie mitenand!»

Der Kanonier nahm Achtungstellung an, salutierte und sagte: «Jawoll, Herr Oberscht, mir au!»

Sicher, das «Du» ist meistens nicht so böse gemeint, und es sind gar nicht immer die schlechtesten Offiziere, die die Soldaten ab und zu duzen, aber es gehört sich doch nicht. Es gehört sich nicht, dass man meint, der einfache Mann habe weniger Anspruch auf Höflichkeit.

Die Lehre vom einfachen Mann ist überhaupt eine gefährliche Irrlehre. Es gibt immer wieder Leute, die ihre Mitbürger und Mitbürgerinnen in einfache Männer und einfache Frauen und andere einteilen. Sie haben die Idee, die sogenannten einfachen Männer, das sei eine andere Sorte Leute, eine primitivere, seelisch weniger differenzierte, und man müsse sie darum anders behandeln.

« Wissen Sie », sagte einmal ein Fabrikdirektor zu mir, « es ist für uns manchmal sehr schwer, sich in das Seelenleben dieser einfachen Leute hinein zu versetzen und den richtigen Ton zu finden. » (Er meinte damit die Arbeiter.)

Das ist ein richtiger Unsinn. Die primitivste Psychologie zeigt doch, dass es erstens einmal gar keine einfachen Menschen gibt. Jeder Mensch ist ein ausserordentlich kompliziertes Wesen. Natürlich gibt es sensiblere und weniger sensible, aber der Grad der Differenziertheit hängt von der Anlage ab und niemals vom sozialen Milieu, aus dem einer kommt.

Es ist eine unsinnige Idee, zu glauben, Menschen bis zu 3000 Franken Einkommen hätten ein einfaches Seelenleben, von 3000 bis 12,000 Franken sei es dann schon ein wenig komplizierter, und so bei 12,000 Franken fange es an, ganz differenziert zu werden. Es gibt verhältnismässig undifferenzierte Naturen unter Bankdirektoren wie unter Erdarbeitern, und in beiden Berufsklassen auch ganz differenzierte. Auch bei den Frauen ist es natürlich nicht gesagt, dass das Dienstmädchen ein einfaches Gemüt und die Hausfrau ein seelisch sehr differenziertes Wesen sei, es kann genau so gut umgekehrt sein.

Gotthelf hat immer wieder gegen die Missachtung der ärmern Bevölkerungsschichten gekämpft, dagegen, dass man meine, die armen Leute seien primitiver und man dürfe ihnen gegenüber deshalb unhöflicher sein.

Was Anstand ist, ist überall Anstand. Es gehört sich, dass ein Mann sich bückt, wenn einer Frau etwas auf den Boden fällt, gleichgültig, ob diese Frau die Frau eines Bankdirektors, oder ein Dienstmädchen, oder eine Kellnerin ist. Wenn ein Mann im Tram einer gutangezogenen Frau Platz macht, so hat auch die Zeitungsfrau den gleichen Anspruch darauf. Die Einteilung von Frauen in Frauen und Damen (Grüss Gott die Dame, Adieu die Dame, Was wünscht

die Dame?) ist undemokratisch und unkultiviert. Man sollte in unserem Lande mit den « Damen » möglichst rasch abfahren.

Auch die Einteilung der Volksgenossen in eine Masse und eine Elite, also in eine Art Unter- und Obermenschen, hat etwas ganz Gefährliches, weil es praktisch gewöhnlich darauf herausläuft, dass man die Armen als zur Masse gehörig und also als minderwertig betrachtet. Sicher ist das Verständnis für die grossen geistigen Werte, für die Religion, für die Kunst, für die Moral verschieden; aber es kann doch keine Rede davon sein, dass die Geistigkeit bei den Mächtigen besser ausgebildet sei als bei den wirtschaftlich Schwächern.

Ganz gefährlich ist diese Irrlehre, wenn sie sich zum eigentlichen Dogma von der doppelten Moral ausbildet, zur Theorie vom Herrenmenschentum, die sagt, für die Mächtigen gälten andere moralische Gesetze als für die Schwachen.

In dem interessanten, leider viel zu wenig gelesenen Buche von Gotthelf « Zeitgeist und Bernergeist » habe ich hierüber eine schöne Stelle gefunden:

*« Gottes Gesetze sind die gleichen für Grosse und Kleine, und was Gott sagt, giltet überall und immerdar, und wer wegen der Vornehmheit meint, ihn gehe es nichts mehr an, so was sei nur fürs gemeine Volk, der erfährt, ehe es lange geht, was Vornehmheit ist, ohne Gott und ohne Gottesfurcht. Das hat schon mancher König erfahren, wie weit er kommt ohne Gott, und wie es geht, wenn er dem Volke vorangeht im schlechten Wandel, denn was dem Volke von Gott verboten ist, das ist auch dem König verboten. Du sollst nicht ehebrechen, heisst es für den König so gut wie für den Tagelöhner. Einer ist ein armer Sünder wie der andere. Auf diesem Boden ist die wahre Gleichheit und da hören die Vorrechte auf. »*

Ich wiederhole, nicht die Existenz von Klassen ist unvereinbar mit einer Demokratie, aber die Überheblichkeit von einzelnen Ständen den andern gegenüber. Eine ideale Demokratie wäre eine, wo

Bauern mit Bauernstolz, Bürger mit Bürgerstolz und Arbeiter mit Arbeiterstolz zu einer Volksgemeinschaft vereinigt sind. Die Erziehung in einer Demokratie muss dafür sorgen, dass sich die einzelnen Stände als gleichberechtigte Glieder, die verschiedene Aufgaben zu erfüllen haben, gegenseitig achten.

Um dieses Ziel zu erreichen, gibt es kein besseres Mittel, als einen möglichst engen persönlichen Kontakt. Die gemeinsame Primarschule ist darum eine Grundlage der Demokratie, die man gar nicht hoch genug einschätzen kann. In einem Lande, wo der Millionärssohn und der Arbeitersohn auf der gleichen Schulbank sitzen, kann die Idee, es gebe eigentlich Unter- und Obermenschen, die aus verschiedenem Teig geknetet seien, nie richtig aufkommen. An dem demokratischen Geiste, den unsere Kinder in den Primarschulen haben, könnten wir Erwachsenen uns oft ein Beispiel nehmen. Es ist interessant, zu sehen, wie die Kinder Versuche der Eltern, zwischen ihnen und ihren Freunden aus einem andern Milieu eine Schranke aufzustellen, energisch ablehnen.

Wie oft kommt es vor, dass eine Mutter, die ihren Bub besonders schön kleidet, um zu zeigen, dass er etwas Besseres sei, von dem Sprössling bald darauf aufmerksam gemacht wird, er wolle angezogen sein wie die andern Kinder.

Eine Fabrikantenfrau, die in einer ärmern Gegend der Schweiz wohnt, erzählte mir einmal, ihr Bub habe zu ihr gesagt, sie möchte ihm doch auch geflickte Hosen anziehen, alle seine Kameraden trügen geflickte Hosen, er mit seinen ganzen Hosen müsse sich direkt schämen, er falle einfach unangenehm auf.

Aber das Zusammensein in der Primarschule genügt nicht. Wenn die Demokratie stark bleiben soll, muss man dafür sorgen, dass auch später die Angehörigen der verschiedenen Stände immer wieder in persönliche Beziehung kommen. Diese Aufgabe erfüllt bei uns zum Glück das Militär. Nur dauert das Zusammensein mit den Kameraden aus verschiedenen

Milieus, vor allem für die, die aspirieren, nicht lang genug, und ausserdem sind ja auch nicht alle militärpflichtig. Aus diesem Grund ist eine Ergänzung nötig.

Es ist mir immer wieder aufgefallen, wie klein der Kontakt mit andern Berufsklassen zum Beispiel bei den Studenten ist. Das ist vielleicht auch der Grund, weshalb gerade von den Akademikern das Wort Volk so gern in einem abschätzigen Sinn, eben im Sinne von Masse gebraucht wird. Es ist schade, dass die Knaben, die mit ihren Kameraden in der Primarschule ein Herz und eine Seele waren, durch den Eintritt in die Mittelschule von diesen so früh getrennt werden. Bei vielen hören dann die Jugendfreundschaften ganz auf. Schon nach dem 10., 11. und 12. Lebensjahr leben sie wie in einem Glashaus, sie verkehren im grossen und ganzen nur noch mit Knaben aus einem ähnlichen sozialen Milieu, vor allem weil auch die Jugendorganisationen viel zu stark klassenmässig getrennt sind. Es gibt viele Studenten, und dabei sogar noch solche, die Volkswirtschaft studieren und Dissertationen über Arbeiterfragen schreiben, die nicht einen einzigen Arbeiter persönlich kennen.

Ich glaube, man sollte darum bemüht sein, dass die jungen Leute aus den verschiedenen Ständen wieder zusammenkommen. Dafür würden sich Ferien- und Arbeitslager besonders gut eignen, nur darf man natürlich nicht besondere Ferienlager für Studenten einrichten, im Gegenteil, man muss darauf achten, dass die jungen Arbeiter, die jungen Bauern- und die jungen Bürgersöhne sich in diesen Lagern mischen.

Es geht nichts über den Kontakt von Mensch zu Mensch. Wenn man zusammen arbeitet, zusammen isst, im gleichen Schlafsaal schläft, erst dann bildet sich die rechte Kameradschaft heraus, erst dann wird uns klar, dass wir im Grund alle aus dem gleichen Holz geschnitzt sind, dass wir uns trotz unserer verschiedener Lebensstellungen viel näher stehen, als wir selbst glauben, dass wir im Grunde alle Brüder sind.